



ANGST überwinden – BRÜCKEN bauen

THEMENHEFT 2018

Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit
DEUTSCHER KOORDINIERUNGSRAT E.V.





TEXT ■ Alexandra Senfft

Trauer verbindet

Der Palästinenser Khalid Abu Awwad und der Israeli Rami Elhanan wurden Freunde im Elternzirkel-Familienforum

Im Nahostkonflikt nehmen die meisten externen Beobachter eine einseitige Position ein: Sie sympathisieren entweder nur mit den Israelis oder nur mit den Palästinensern, ja, oft polarisieren sie und werden selbst Teil der konflikthafteren Dynamik. Anstatt sich der Perspektiven beider Seiten anzunehmen und zu moderieren, schütten sie noch Öl ins Feuer, um sich selbst zu entlasten – von der Komplexität des Konflikts oder der eigenen Vergangenheit. Der Nahe Osten dient seit jeher als Projektionsfläche für nicht aufgearbeitete Denk- und Gefühlsmuster und Übertragungen aus der NS-Zeit. Er ist zudem ein Mikrokosmos der globalen Auseinandersetzungen zwischen politischen, ideologischen, religiösen und wirtschaftlichen Interessen.

Palästinenser und Israelis haben beide ein Recht auf Frieden und Sicherheit und einen Anspruch auf ihr eigenes Narrativ. Die Aktivist:innen auf beiden Seiten, die sich dem Ziel der friedlichen Koexistenz widmen, verdienen unsere Aufmerksamkeit, unseren Respekt und

unsere Unterstützung. Sie vertreten die allgemeinen Menschenrechte, sind ein Vorbild an Menschlichkeit. Dabei teilen sie keineswegs immer dieselbe Meinung, doch sie tolerieren die Sichtweise des Anderen und setzen sich in teils schmerzvollen Dialogen immer wieder dem Prozess der Verständigung aus. In ihren Gesellschaften werden sie aufgrund ihrer Haltung jedoch ausgegrenzt, und ihre Zusammenarbeit wird politisch massiv torpediert und behindert.

Umso wichtiger ist es, sich im israelisch-palästinensischen Konflikt nicht nur durch die Negativmeldungen in den Medien eine Meinung zu bilden, sondern auch die positiven Aspekte zu erkennen. Es gilt vor allem, die mutigen Palästinenser und Israelis wahrzunehmen, die sich bis heute die Hände reichen und Brücken zwischen den verfeindeten Bevölkerungen bauen – ungeachtet der Rückschläge, der Hindernisse und oftmals großen persönlichen Opfer, die ihr Engagement ihnen abverlangt.

Zu solchen Hoffnungsträgern der Region zählt unter anderem das Elternzirkel-Familienforum. Die Zusammenarbeit der Gruppenmitglieder beruht auf dem Schmerzhaftesten, was einem Menschen widerfahren kann: der Trauer um Angehörige, die durch den gewaltsamen Konflikt ums Leben kamen.

Echte Dialoge beruhen auf Vertrauen, das hart erarbeitet werden muss. Sie sollten ohne Bevormundung und ergebnisoffen stattfinden. Zu den Voraussetzungen gehört ein starkes Maß an Auseinandersetzung mit sich selbst – mit der eigenen Geschichte, den eigenen Motiven und Vorurteilen. Selbstreflexion macht es einfacher, sich dem Anderen zu öffnen und ihm zuzuhören, selbst wenn er Dinge sagt, die einem widerstreben. Zuhören ist bekanntlich schwerer als Sprechen, doch von beidem kann man im Kontakt mit der Gegenseite viel lernen und dabei entdecken, dass der angebliche Feind einem oft gar nicht so fern ist, denn selbst im ärgsten Gegner lassen sich biographische Identifikationspunkte finden.

Um mehr zu erfahren, besuchte ich in der Westbank Khaled Abu Awwad¹. Auf der Autofahrt von Jerusalem Richtung Ramallah schaltete mein Mobiltelefon vom israelischen auf einen palästinensischen Anbieter um: »Marhaba. Smell the jasmine and the taste of olives. Jawwal welcomes you to Palestine«, begrüßte mich eine vielversprechende SMS. Duftender Jasmin und fruchtige Oliven? Nun ja, Sinnlichkeit lässt sich auch in einem besetzten Land finden. Der palästinensische Schriftsteller Ghassan Kanafani nannte es »Das Land der traurigen Orangen«. Al-Ram ist eine palästinensische Stadt am südlichen Rand Ramallahs, aber noch zu Jerusalem gehörig. Sie ist durch die Sperranlage geteilt, die die israelische Regierung ab 2002 bauen ließ, um die Palästinenser hinter einer Wand von Beton, Stacheldraht, elektronischem Zaun und sonstigen Hindernissen regelrecht verschwinden zu lassen. Offiziell heißt es: Das ist eine Schutzmauer, die Israelis vor Selbstmordanschlägen bewahren soll. Tatsächlich stellt das Ungetüm ein komplexes Kontrollsystem und eine einseitig beschlossene Grenze dar, die zu 85 Prozent über die Grüne Linie – die Waffenstillstandslinie von 1967 – in palästinensisches Gebiet eingreift.

Nach meiner Ankunft fragte ich Khaled, ob er bereit sei, mir sein Leben zu erzählen. Er war zu jenem Zeitpunkt der Vorsitzende der palästinensischen Gruppe vom »Elternzirkel-Familienforum«, dem israelisch-palästinensischen Forum für trauernde Eltern. Diese Initiative hat 1995 der Geschäftsmann Yitzhak Frankenthal gegründet, nachdem sein 19-jähriger Sohn von Terroristen der Hamas ermordet worden war. Khaled willigte sofort ein und bat mich dazu in einen anderen Raum – bloß nicht in dieser Büroatmosphäre hier!

Wie ich es von Dan Bar-On, dem israelischen Psychologen, gelernt hatte, ließ ich Khaled erzählen, ohne ihn zu unterbrechen oder durch Fragen in eine von mir gewünschte Richtung zu lenken. Dies ist ein kleiner Ausschnitt aus Khaled Abu Awwads schwieriger und zugleich Hoffnung stiftender Geschichte:

»Ich bin 1965 geboren und der Sohn von Flüchtlingen aus einem palästinensischen Dorf, das heute in Israel liegt. Während des Aufwachsens lernte ich, mit den Regeln der Besatzung umzugehen. Ich habe Mathematik und Informatik studiert und später eine Stelle als Lehrer bekommen. Während der Ersten Intifada verbrachte ich wegen meiner Beteiligung am Palästinenseraufstand sechs Monate in Administrativhaft². Sofort nach meiner Entlassung ging ich zur Schule zurück, um wieder zu unterrichten. Der Direktor teilte mir aber mit, dass er mich aufgrund der israelischen Verordnungen entlassen müsse, weil ich im Gefängnis gewesen war. Der Weg nach Hause war einer der schwersten meines Lebens. Ich war doch verheiratet und hatte Kinder!

Als die Oslo-Vereinbarungen kamen, waren meine Familie und ich glücklich. Ich habe mich als Förster ausbilden lassen und habe in diesem Beruf erfolgreich gearbeitet. Doch in Camp David



brachen im Jahr 2000 die Friedensgespräche zusammen, und wir Palästinenser verloren die Hoffnung. Einen Monat nachdem die Zweite Intifada begonnen hatte, verließ mein Bruder Ali wegen verschiedener Erledigungen Hebron. Nach einer Weile hielt er seinen Wagen an, er dachte, er hätte einen platten Reifen. Er stieg aus, um nachzusehen. Da schoss ihm aus heiterem Himmel ein jüdischer Siedler ins Bein. Ali wurde ins Krankenhaus eingeliefert und musste operiert werden. Währenddessen arbeitete ich weiter in Israel und unterstützte damit meine Familie. Mein anderer Bruder Youssif, der keine Arbeitserlaubnis hatte, fuhr mich täglich mit dem Wagen an den israelischen Checkpoint und holte mich abends wieder ab. Einen Monat nach dem Zwischenfall mit Ali kam ich von der Arbeit zurück und rief Youssif an, damit er mich abholt. Es antwortete aber ein Freund. Er sagte, er werde mich abholen, weil Youssif im Krankenhaus sei, ebenfalls angeschossen. Als der Freund kam, sah ich, dass die hinteren Sitze blutverschmiert waren. Das sei von Youssifs Beinverletzung, erklärte der Freund. Als ich endlich im Krankenhaus eintraf, war schon meine gesamte Familie anwesend, und mein Onkel sagte, »Khaled, sei jetzt stark«. Ich fragte nach Youssif, und er antwortete, er sei tot.

Die israelische Menschenrechtsorganisation B'Tselem hat den Fall aufgegriffen, doch es war zwecklos. Es gab keine Verurteilung des Schützen, es wurde behauptet, es habe bei dem Zwischenfall nicht genügend Zeugen gegeben. Nach Youssifs Tod habe ich alle Kontakte abgebrochen. Es gab Israelis, die meinen Schmerz mit mir teilen wollten und mich anriefen, aber ich wollte nicht. Meine Mutter sagte: »Diese Menschen wollen Frieden, lasse sie uns treffen und hören, was sie zu sagen haben.« Ich habe letztendlich zugestimmt, und eine Gruppe Israelis ist zu uns nach Hause gekommen, darunter Rami Elha-

nan. Rami hat seine Tochter durch ein Selbstmordattentat verloren. Er sagte, dass es die Besatzung war, die seine Tochter getötet habe. Rami und seine Frau kamen zu uns und sprachen sich gegen die Besatzung aus, sie sprachen aus Herz und Seele. Ich hatte den Eindruck, dass sie kamen, um uns zu unterstützen und nicht, um uns zu besetzen. Diese Begegnung hat mich überzeugt, dem Elternzirkel-Familienforum beizutreten. In der Gruppe war auch eine Journalistin von der israelischen Tageszeitung Yedioth Ahronoth. Sie hatte Angst. Ich habe zu ihr gesagt: »Glauben Sie ernsthaft, dass wir unsere Gäste töten? Sie sind in unserem Haus willkommen und können uns jede Frage stellen und ihre Leser in Israel wissen lassen, was wir zu sagen haben.« 2005 habe ich mich dem Elternzirkel angeschlossen und ein Jahr später die palästinensische Gruppe gegründet. Auch mein Bruder Ali ist aktiv dabei³.

Die politische Atmosphäre stellt uns unterdessen immer wieder auf die Probe – kann man unter solchen Bedingungen noch Friedensaktivist bleiben? Eines Tages waren mein israelischer Partner im Elternzirkel und ich für einen Vortrag in einer Schule im Süden Israels. Plötzlich kam der Direktor in den Unterricht und teilte mir mit, mein Sohn sei angeschossen worden. Ich habe am Telefon mit ihm sprechen können: »Baba«, sagte er, »ich bin in Ordnung«. Den Schülern habe ich zum Abschied zugerufen, wir seien mit Hoffnung hergekommen, und wenn wir die Hoffnung verlieren, verlieren wir alles. Ich bin sofort zu meinem Kind gefahren, eine lange Reise mit viel Kummer und Angst. Mein Sohn hatte viel Blut verloren. Wir hatten dann wegen der Checkpoints ein Problem, ihn ins Krankenhaus zu bekommen. Eine Israelin aus der Friedensbewegung half uns und bürgte für die Kosten. Mein Sohn ist neun Stunden operiert worden, die Kugel war in die Leiste und den Bauch ge-

drungen. Der Arzt sagte, wenn wir eine Stunde später gekommen wären, wäre er gestorben. Er ist seither gehbehindert und hat viele andere Probleme.

Danach wollte ich umso mehr aus dem Teufelskreis der Gewalt heraus. Es geht nicht darum, wer Recht hat und wer nicht, sondern darum, eine Lösung zu finden!«, sagte Khaled energisch.

Während seiner Erzählung überwältigten ihn immer wieder die Gefühle. Mich beeindruckte, dass Khaled sich trotz seines Leids dagegen entschieden hatte, selbst zu Gewalt zu greifen, wie das so häufig der Fall ist. Stattdessen beschloss er, dem Gegner die Hand zu reichen und für eine Lösung zu arbeiten. Entscheidend war dabei seine Begegnung mit Rami Elhanan, der an seiner Trauer Anteil genommen hatte. Der Respekt, mit dem Khaled über seinen Freund sprach, machte mich neugierig. Ich bat ihn, mich mit Rami in Verbindung zu setzen, und schon wenige Tage später besuchte ich ihn in seinem Jerusalemer Büro.

Ein freundlich wirkender Mann mittleren Alters mit dunklen Haaren und grünen Augen öffnete mir die Tür. Rami bat mich herein und bereitete mir gleich einen Kaffee zu. Dafür, dass sich ihm »die Haare aufstellen«, wenn er Deutsch hört, wie er mir später gestand, empfing er mich sehr aufgeschlossen. Ramis Vater, ein gebürtiger Ungar, hat Auschwitz überlebt, aber seine gesamte Familie verloren.

Für Rami ist Jom Kippur, der jüdische Versöhnungstag, ein Datum voller Vorzeichen. Im Oktober 1973 musste er in den Jom Kippur Krieg gegen die Ägypter ziehen und verlor im Sinai einige seiner besten Freunde: »Ich kam aus diesem Krieg als geschlagener junger Mann zurück – wütend, verbittert, zynisch. Ich wollte mich von allem verabschieden, sei es politisch oder sozial.« Zehn Jahre später kam zu Jom Kippur sein viertes Kind zur Welt, eine Tochter. »Wir nannten sie Smadar, ein Name, der aus der Bibel stammt und Weinrebe bedeutet. Sie war ein lebhaftes, fröhliches Mädchen.« Am 4. September 1997 ging die 14-Jährige mit ihren beiden Freundinnen in die geschäftige Ben Yehuda Straße im Zentrum West-Jerusalems, um sich neue Schulbücher zu kaufen. In der Buchhandlung explodierte die Bombe, die zwei palästinensische Selbstmordattentäter gelegt hatten: Sie zerfetzte die drei Kinder und zwei weitere Personen. Smadar wurde neben ihrem Großvater, General a. D. Mattityahu Peled beigesetzt. Peled war einer der bedeutendsten Strategen Israels gewesen. 1967 gehörte er – wie Ariel Sharon – zu den Falken in der Armee, die Levi Eshkols Regierung zum Krieg gegen die Araber drängten. In den 1970er Jahren veränderte er seine Ansichten jedoch radikal und wurde zur »Friedenstaube«. »Lasst die Dokumente in den Archiven und hört auf die Menschen«, sagte der vom Dialog überzeugte Friedensaktivist.

Für das Ehepaar Elhanan war der Tod ihrer Tochter ein Wendepunkt: Anstatt in einer Opferhaltung zu erstarren und sich durch Hass selbst zu schaden, gingen sie in die Offensive und begannen, aktiv für den Frieden zu streiten. In seinem Büro erzählte Rami mir bereitwillig von der unerträglichen Zeit nach Smadars Tod: Wie er bis heute täglich mit einer rasenden Wut im Bauch aufwache und jeden Tag aufs Neue entscheiden müsse, wie er sich verhalten solle – Rache und Hass oder Offenheit für die andere Seite? Nach der Beerdigung kamen während der sieben Trauertage, der Shiva, Hunderte von Menschen ins Haus der Elhanans, um ihr Beileid auszusprechen. Unter den Trauergästen war auch Yitzhak Frankenthal, der Begründer des Elternzirkels. Als Rami ihm später abermals begegnete und feststellte, dass dieser Mann während der Shiva bei ihm gewesen war, reagierte er zunächst zornig: »Wie wagen Sie es, das Haus von Menschen zu betreten, die gerade ihr Kind verloren haben und mit ihnen über Frieden zu sprechen!« Frankenthal blieb ruhig und lud ihn zu einem Treffen der trauernden Eltern ein. Nach viel Abwehr willigte Rami schließlich ein: »Das war wie ein Erdbeben« erinnerte er sich, und es war spürbar, dass dieses Ereignis ihn stark verändert hatte. Er habe bei der Zusammenkunft des Elternzirkels zunächst am Rande gestanden und nur beobachtet, sagte er. Die Israelis, die mit dem Bus eintrafen, darunter Holocaust-Überlebende, hätten ihn beeindruckt. Noch eindrücklicher seien für ihn aber die Palästinenser gewesen. Ganze Familien seien aus dem Bus gestiegen, Frauen, Männer, Greise und Kinder. Sie seien auf ihn zugekommen, hätten ihn umarmt, geweint und ihm Frieden gewünscht. »Es war das erste Mal, dass ich Palästinenser als Menschen mit eigenen Gefühlen und in ihrem Leid wahrgenommen habe«, so Rami mit bewegter Stimme. »Von diesem Tag an hatte ich wieder einen Grund, morgens aus dem Bett zu steigen. Mein Leben hatte wieder einen Sinn bekommen. Seitdem widme ich mich diesen Dialogbemühungen mit voller Überzeugung: Allen, die es hören oder nicht hören wollen, rufe ich laut entgegen – dies ist nicht unser Schicksal! Das ist kein Schicksal, das wir passiv hinnehmen müssen! Unser Blut und das der Palästinenser hat dieselbe rote Farbe, unser Leid ist vergleichbar, und wir alle haben bittere Tränen. Wenn wir, die wir den höchsten Preis gezahlt haben, einen Dialog führen können, dann kann das auch jeder andere!«



Alexandra Senfft ist freie Autorin und Publizistin mit den Schwerpunkten Nahostkonflikt und transgenerationelle Folgen des Holocaust. Zuletzt erschien von ihr: »Der lange Schatten der Täter. Nachkommen stellen sich ihrer NS-Familiengeschichte«.

Laut Rami gibt es zwei Mauern – die eine physisch, man könne sie als Friedensaktivist überwinden oder als Selbstmordattentäter unterwandern. Die andere sei jedoch viel schwieriger zu durchdringen – die psychische, die Mauer in den Köpfen. Vorurteile, Feindbilder, ja Dämonisierungen, die die Beziehungen der Nachbarn über Jahrzehnte bestimmen, lassen sich nicht von heute auf morgen beseitigen. 2002 gehörte Rami zu einer Gruppe Israelis, die sich mit Palästinensern traf, um zu dokumentieren, dass die seit dem Ende der Verhandlungen von Camp David verbreitete Behauptung, es gebe keinen palästinensischen Partner, nicht der Wirklichkeit entspreche. Das Treffen fand im Haus von Khaled Abu Awwads Mutter statt. Obwohl sich sprachlich nicht alle verständigen konnten, gab es viele Tränen. Und dann stand plötzlich Khaled auf, dem Rami bislang noch nie vorher begegnet war: »Er sprach im besten Hebräisch, das ich je von einem Palästinenser gehört hatte – über Mitgefühl, über das gegenseitige Zuhören und darüber, die Gründe zu beseitigen, die Menschen zum Morden treiben. Dieser Mann hatte Karma und Weisheit, er war ein Vorbild«, erinnerte er sich an diesen entscheidenden Moment, der zu intensivem Kontakt zwischen den beiden Männern führte.

Rache werde sein Kind nicht zurückbringen, dieses Diktum hat Rami tief verinnerlicht. Das Gegenteil von Hass bedeutet für ihn aber keinesfalls Vergebung – den Mord an seiner Tochter kann und will er nie vergeben. Die Alternative für ihn ist Aussöhnung. Denn er hat erfahren, dass Schmerz sich in Hoffnung umwandeln lässt. Es geht nicht darum zu vergessen oder vergessen zu machen, sondern darum, mit dem Trauma und dem Schmerz leben zu können. Ansonsten wird das Leid von Generation zu Generation weitergereicht und schafft immer neues Unheil. ■

ANMERKUNGEN ▼

- ¹ Khaled Abu Awwad gehört heute zur Leitung der palästinensisch-israelischen Friedensgruppe Friends of Roots
- ² Administrativhaft ist eine Haftstrafe ohne Anklage und Urteil
- ³ Auch Ali Abu Awwad gehört heute zum leitenden Team von Friends of Roots

Dieser Artikel ist ein bearbeiteter Auszug aus Alexandra Senffts Buch: »Fremder Feind, so nah. Begegnungen mit Palästinensern und Israelis«, edition Körper-Stiftung, Hamburg 2009, S. 60-84
www.koerber-stiftung.de/publikationen/shop-portal/show/fremder-feind-so-nah-139.html
Mehr über die Autorin unter www.alexandra-senfft.de